

Philosophie zwischen Rhetorik und Sprachpragmatik

Zu Habermas' Kritik an Derrida und der welterschließenden Funktion der Sprache

von Borislav Mikulić (Zagreb)

Vorbemerkung:

Der folgende Aufsatz gibt den Text meines Referats wieder, das für ein Symposium der Österreichischen Gesellschaft für philosophischen Ost-West-Dialog unter dem Titel „Kunst und Philosophie“ (Otterthal in Niederösterreich, Juli 1991) vorgesehen war, aber nicht gehalten wurde. Meine Teilnahme wurde durch den Ausbruch eines Ende Juni 1991 in Slowenien angefangenen und bis zur Stunde der Drucklegung dieses Textes in Kroatien und Bosnien-Herzegowina andauernden Krieges verhindert. Die im folgenden versuchte Auseinandersetzung mit einer Art „ästhetischen“ *Gebots der Rationalität* fällt für mich zeitlich und inhaltlich mit der schärfsten politisch-sozialen Ausprägung dieses Gebots zusammen – einer Ausprägung, die deswegen eine so unerträgliche Dimension gewinnt, weil sie zwar eine Fülle von „Rationalisierungen“ des Krieges enthält, dabei aber mit einem totalen Mangel an glaubwürdiger Rationalität zusammentrifft. Zu hoffen bleibt jedoch, daß der unglückliche Krieg zum Besseren gewendet werden kann, nämlich zum Kampf um Vorbedingungen der Möglichkeit einer wenn nicht absoluten, so doch gerechteren Rationalität. Denn nur so ließe sich der aktuelle Mangel an Recht und Gerechtigkeit überwinden sowie seine Ursachen verstehen und „rechtfertigen“. Dazu gehört wohl auch die Aufklärung über die negativen – weltvernichtenden Potentiale der Rhetorik, die jeden Krieg – und das haben wir hier sehr hautnah erlebt – ermöglicht, bevor er noch „angefangen“ hat. Der folgende Aufsatz optiert jedoch für die positiven, welterschaffenden Potentiale der Rhetorik. Für seine sprachliche und inhaltliche Lesbarkeit gilt mein sehr persönlicher Dank Herrn Thomas Hübel von der Mesotes-Redaktion.

1

Nichts ist im Zusammenhang einer Diskussion über das beinahe uferlose Thema *Kunst und Philosophie* dermaßen vorentschieden wie die Unmöglichkeit, eine solche Frage heute metaphysisch – sei es auch im Sinne des Kantischen Apriorismus – anzugehen. Wenn Heidegger auch als antimetaphysischer Kunstphilosoph, genauer, als ein „Kunstdenkender“ Philosoph gilt, so wird bei ihm doch gleichzeitig mit dem erklärten Ende der Philosophie und der Annäherung an die Dichtung eine philosophische und daher der Kunst äußerliche Auffassung des Verhältnisses von Denken und Kunst deutlich. Diese Auffassung resultiert aus seiner *Zielsetzung*, die denkerisch, nicht aber künstlerisch vermittelt ist. Daß er sich mit seiner philosophischen Auffassung dennoch auf die Seite der Kunst gestellt hat, hängt damit zusammen, daß Heidegger sich aufgrund seiner „dichtenden“ Textpraxis für eine argumentativ verfahrenende Differenzierung des Themas „Kunst und Philosophie“ unangreifbar gemacht hat.¹

Die Sache wird insofern komplizierter, als Heidegger nicht der einzige und typischste philosophische Autor ist, dessen Texte eine Doppelnatur aufweisen – eine theoretische im engeren Sinne, die dann einer linguistischen Diskursanalyse zugänglich wäre, und eine literarische, die sich mit Mitteln der Literaturwissenschaft ausweisen ließe. Außer

ihm gibt es in der deutschen philosophischen oder theoretischen Texttradition etliche namhafte, als „sprachgewaltig“, wie etwa Hegel, oder als „gute Stilisten“, wie Nietzsche, Freud, Adorno, geschätzte Autoren. Es gibt Literaturtheoretiker wie W. Benjamin, in dessen Schriften sich der theoretische Gehalt gerade durch literarische Ausdrucksmittel und an literarischem Material zu einem theoretisch-philosophisch relevanten Werk konstituiert. Am bekanntesten ist jedoch ein nichtdeutscher Autor, Jean-Paul Sartre, der auf der Grundlage desselben theoretischen Inhalts gattungsmäßig verschiedene und dabei gleichermaßen gelungene Texte produzierte.

Nun führen uns die genannten Fälle nicht viel weiter als bis zu dem Gemeinplatz, daß zwischen der literarischen Textproduktion einerseits und der philosophischen andererseits tiefe Verwandtschaftsbeziehungen bestehen. Sie sind am ausgeprägtesten dort, wo ein Autor, wie etwa Sartre, in zweierlei Rolle auftritt, einmal als Dichter, ein andermal als Philosoph. Doch gerade an diesem Fall einer unproblematischen Verbindungsmöglichkeit zwischen Literatur und Philosophie wird die Paradoxie unserer Fragestellung klar ersichtlich. Dort wo sich in der Tradition Philosophie (oder auch Wissenschaft) und Literatur verbinden, sind die beiden gattungsmäßig aufs schärfste unterschieden. Dies gilt nicht nur von Sartre, sondern auch von literarischen Klassikern wie Voltaire, Rousseau, Goethe, Tolstoi, zuletzt aber auch von Umberto Eco.

Der Fall des Letztgenannten kann geradezu als paradigmatisch angesehen werden, ohne daß man sich dabei auf die Frage des literarischen Werts seiner verdichteten Theorie einlassen müßte. Was er theoretisch nicht zu Ende explizieren kann, das geht er mit Mitteln eines anderen Textverfertigungsprozesses an. Daß Eco also zu einem Genre-Mimetiker und -Bastler wird, ist zwar interessant, aber weniger wichtig als der paradoxe Umstand, daß heterogene Textgattungen (wie Philosophie und Literatur) unter neuen, poststrukturalistischen Bedingungen der Theorie füreinander als Gattungen erst dann thematisch werden, wenn sie ineinander übergehen, und nicht dann, wenn sie, wie es die Tradition befahl, getrennt bleiben. Nämlich erst als Philosophie zu „Literatur“ wurde, fing sie an, als *philosophisches Genre* zu gelten. Zuvor galt nur dasjenige als Genre, was der Literatur im engeren Sinne angehörte. So scheint Ecos Semiotik einmal zu der theoretisch überladenen Fiktion „Der Name der Rose“, in der klar erkennbare Elemente des Kriminal-, des historischen und des Bildungsromans mitspielen, ein andermal zu einer sich selbst erzählenden apokryphen Geschichte des Wissens² werden zu müssen, um die theoretische Problematik von Textgattungen zum Ausdruck bringen zu können.

Wenn nun Ecos Fall, zusammen mit den anderen genannten Fällen der literarischen Tradition, den Anfang der für uns interessanten Paradoxie in einem Gemeinplatz zeigt, nämlich daß verschiedene Textsorten (Sartre: Erzählungen, Dramen, Essays, Traktate; U. Eco: Traktate, Essays, Romane) identischen Theoriegrundlagen entstammen (einerseits Existentialismus, andererseits Semiotik), so ist gleichwohl gerade Ecos verschiedenartige Textpraxis für unser eigentliches Problem – dasjenige der sogenannten Einebnung von Gattungsunterschieden zwischen Wissenschaft, Philosophie und Literatur – durch seine „unsichtbare“ Gattungsverschmelzung symptomatisch. Wenn für die Semiologie und die poststrukturalistischen Texttheorien die klare Gattungsunterscheidung von Diskursen nicht mehr als gesichert gilt, so scheint sich ihre Auffassung von Text und Genre einem der Tradition selbst inhärenten Aspekt der genannten Paradoxie zu verdanken. Die paradigmatischen Fälle der Tradition weisen nämlich darauf hin, daß Gattungsunterschiede als *Unterschiede* erst dann thematisch werden, wenn sich die Gattungen einander annähern, wenn sie in ein Bezugsverhältnis geraten – ein äußerliches, etwa durch die Person eines Autors (wie Sartre) oder durch die eines Interpreten: ein

immanentes, etwa wenn Gattungsunterschiede zum Gegenstand einer „autonomen“, diskurseigenen, sei es literarischen, sei es theoretischen, Darstellung werden. Die eigentliche Paradoxie der Genreproblematik bekundet sich darin, daß in beiden Fällen – der heteronomen Unterscheidung wie der autonomen Vereinheitlichung von Diskursgattungen – immer dieselbe (natürlich jeweils eine andere), vom „Text“ selbst unterscheidbare Theorie zugrundeliegt.

Es ist klar, daß der zweitgenannte Fall der immanenten und autonomen Verhältnisherstellung zwischen Diskursgattungen theoretisch reizvoller ist, beinhaltet doch gerade er die paradoxe Umkehrung der traditionellen Gattungsunterscheidung. Die genannte Paradoxie bekundet sich in Eco's Fall nämlich darin, daß die Produktion von *verschiedenen* Textgattungen *nicht ihren Unterschied unterstreicht*, sondern eher darauf aus ist, ihn wertmäßig und methodologisch zu degradieren. Eco gehört zu den Autoren, die, von der theoretischen Branche herkommend, ihre Theorie der Gattungsunterschiede – um eine metrisch-stilistische Metapher zu gebrauchen – enjambementartig hervorbringen und praktizieren: Den einen semantischen Gehalt, eben ihre theoretische Lehre, geben sie durch Brechen und Zusammenfügen, sozusagen durch das gebrochene Kontinuum, einer syntaktischen oder stilistischen Einheit in zwei Bauelementen wieder. Was in Metrik und Stilistik in Form des Enjambements erscheint, ist auf unserer Problemebene eine Theorie in großen Diskurseinheiten: Traktate, Abhandlungen und Dissertationen einerseits, Erzählungen, Theaterstücke und Romane andererseits.

Die oben erwähnte traditionelle Paradoxie der Gattungsunterschiede, nämlich daß die unterschiedlichen Gattungen auf einer identischen Grundlage beruhen, zeigt sich in Eco's Fall als eine in zweifacher Weise verwirrende Perspektive der Problematik: als Gattungsunterschiede rettend und sie zugleich aufhebend. Diese Umkehrung der Paradoxie, durch die sie sich verdoppelt, läßt sich etwa folgendermaßen darstellen: einerseits als die der Tradition eigene Paradoxie, daß sich ein *identischer semantischer Inhalt in verschiedenartigen Ausdrucksformen* darstellen lasse, *ohne daß dabei der Inhalt selbst beeinträchtigt werde*,⁵ andererseits als die rückläufige, strukturell aber identische Paradoxie des Poststrukturalismus, daß unterschiedliche Gattungen – so „gegeben“, autonom und gegenseitig unabhängig sie erscheinen – ein *innerlich gesichertes inhaltliches Kontinuum* zwischen einander aufweisen, in dem Sinne, daß inhaltsmäßig und methodologisch ein Übergang von der einen Gattung in die andere möglich und strategisch sogar vorgesehen ist.

Die Möglichkeit, daß mit der Umkehrung der traditionellen Paradoxie der Unterscheidung von Textgattungen lediglich das der Tradition eigene Modell des Verhältnisses von Textform und Gedankeninhalt wiederholt sei, ist gleichwohl nur scheinhaft. Die neuen, sich dem russischen Formalismus verdankenden Texttheorien, die semiologische und die dekonstruktivistische, in anderer Weise aber auch die hermeneutisch-phenomenologische, gehen nicht davon aus, daß die Identität des semantischen Gehalts eines Textes gleichsam vortextlich, in der ontologischen Lehre einer Theorie existiere, daß die Bedeutung des Textes sich unabhängig von sprachlichen Ausdrucksmitteln bilde. Sie lassen ihn vielmehr mit der Rhetorizität der Sprache aufs engste zusammenhängen und verweisen die Sprache als allgemeines Medium der Verständigung auf ihre „poetische“, welterschließende Funktion zurück. Anders jedoch als die von ihren romantischen Anfängen noch sehr abhängende hermeneutische Sprachtheorie scheinen die semiologischen Texttheorien und zumal die dekonstruktivistische Vertextlichung der Welt darauf aus zu sein, die traditionell als unaufhebbar geltende und von Wittgenstein in negativer Form wieder aufgestellte Grenze zwischen einer Diskursivität der ontischen

Sphäre und dem sogenannten „Unsagbaren“, dem nicht-diskursiven metaphysischen Gehalt, dahingehend zu durchbrechen, daß das Unsagbare selbst sprachlich verfaßt ist⁴ oder daß es als ein zuvor noumenal existierender Weltraum sprachlich eingeholt wird.⁵ In beiden Fällen können die aus Wittgenstein hervorgehenden Konsequenzen für sprachtheoretische Fragestellungen wie auch für die der Textproduktion einen anderen Sinn haben als die Konsequenzen des neopositivistischen Sprachpragmatismus.⁶

Es hat sich also, um zum Ausgangsproblem zurückzukehren, eine allzu eigentümliche schriftstellerische Praxis auf der Seite der Literatur, aber auch auf der Seite der Philosophie bemerkbar gemacht, als daß sich die Frage ihres Verhältnisses „metaphysisch“ oder „transzendental“ stellen ließe, wie dies bei Platon und dann auch bei Hegel zum Vorteil der Philosophie, bei Schelling aber zum Vorteil der Kunst geschah. Die wissenschaftlich beschlagenen Sprach- und Texttheorien erlauben andererseits nicht, daß die Frage nach dem Verhältnis von Philosophie und Literatur nur vom Standpunkt einer der genannten Seiten gestellt werde. Zu gewinnen wäre auf diesem Wege einerseits eine philosophierende Literaturtheorie und -kritik wie diejenige marxistischer Provenienz (G. Lukács, H. Mayer), deren Wissenschaftlichkeit vom Wissenschaftsstatus der sie untermauernden Philosophie abhängen würde; andererseits aber eine mehr oder weniger substantialistisch naive, deskriptive Literaturkritik, die jeder philosophischen Reflexion über Literatur, deren „Autonomie“ während, ständig mißtraute.

Eine denkbare dritte Position ist aber keine, die erst zu finden wäre, und schon gar keine, die erfunden werden müßte. Ähnlich dem platonischen „Sophisten“, der nur scheinbar eine begriffliche Konsequenz oder ein begriffliches Erzeugnis des diäretischen Verfahrens ist, in Wahrheit aber etwas ist, dessen begriffliche Darstellung den ganzen Platonischen dialektischen Apparat ungemein viel Mühe kostet,⁷ ist sie bereits polemisch als eine Theorie am Werk, die – vom Standpunkt einer redlichen philosophischen Theorie aus gesehen – alle „Vorteile“ einer zynischen, sich ihrer Unredlichkeit bewußten Interpretation genießt, ohne dabei das Risiko der Kritisierbarkeit fürchten zu müssen. Womit sie ihre Umgebung hysterisiert, ist ihre grundlegende Voraussetzung: Wenn einmal angenommen ist, daß die konstitutiven Momente einer Theorie so rettungslos von den Sprachmitteln abhängen, in denen sie sich re-produziert, dann ist die „Metaphysik“ dieser Theorie, der Objektivismus ihres Ursprungs und ihres Zwecks, so unwiederbringlich gefährdet, daß weder die mit dieser Annahme emphatisch rechnende noch irgendeine herkömmliche oder reformierte Theorie den klassischen Inhalt zu retten vermag, ohne gleichsam von Null wieder anfangen zu müssen. Kann doch niemand nachweisen, daß die Sprachform und der Inhalt einer philosophischen Lehre, sei es auch der Kantischen, sich indifferent zueinander verhalten, ohne daß dabei der Seite der Sprache Schaden zugefügt werde. Daß aber diese Grundannahme den Netzen einer sich als rational und kontrollierbar darstellenden Diskursphilosophie entgeht, hängt damit zusammen, wie sie die Situation überlebt, die von der letzteren „der performative Selbstwiderspruch der Vernunftkritik“ genannt wird.

Selbstverständlich ist mit all dem die „Dekonstruktion“ gemeint, und natürlich wird sie indirekt, gleich der griechischen Sophistik, durch die Interpretation einer Theorie dargestellt, die ihrerseits nicht zynisch sein will. Dem ist nicht so, weil die Dekonstruktivisten uns nicht anders zugänglich wären als durch Kommentare von Konstruktivisten, wie es hauptsächlich der Fall mit den Sophisten war, sondern weil sie ihre „verkehrte Position“ und ihr „Geschäft“ gerade so zu verstehen geben, wie sie sie praktizieren. Die Dekonstruktivisten, diese (post-)modernen Sophisten, scheinen ihre Stellung nur so ausweisen zu können: als eine differentielle, die verdeckten Zwischen-

und Nebenräume und verlassenen Topoi der „redlichen Theorie“ wieder aufdeckende Bewegung des Denkens. Die Verwirklichung dieses Unmöglichen scheint darin zu liegen, daß die Dekonstruktion gerade das auf sich nimmt, was den besagten „performativen Widerspruch“ als solchen ausmacht – nämlich, daß eine radikale Vernunftkritik auch die Position aufhebt, auf die sie sich stützt. Daß sie sich selbst dabei nicht in Rauch und Asche auflöst, sondern sich gerade durch die Performanz des Widerspruchs als eine mögliche und dazu noch verpflichtende theoretische Position behauptet, ist tatsächlich vielleicht nur postmoderner Schein. Um dies zu erforschen, wollen wir im nächsten Schritt das von Habermas in „Der philosophische Diskurs der Moderne“ aufgerollte Argument näher besehen und in seinem radikalen Anspruch einschränken. Es besteht der Verdacht, daß Habermas' abweisende Haltung gegenüber der dekonstruktivistischen Texttheorie nur in einem trivialen Punkt zutrifft, nämlich nur insofern diese tatsächlich alle Textproduktion für literarisch ausgibt, daß sie aber in den wesentlichen Punkten deren strategisch-pragmatischem Ziel nicht Rechnung tragen kann.

II

Habermas geht von der nicht unproblematischen Annahme aus, daß Derrida, „dieser nicht gerade argumentationsfreudige Denker“, dort sich mit Mitteln einer rational disponierten Argumentation fassen lasse, wo die Ausführungen seiner amerikanischen Nachfolger (J. Culler und Mary L. Pratt) an seine Grundthese anknüpfen: Es ist dies die These von der gattungsmäßigen Nichtunterscheidbarkeit einmal zwischen Philosophie und Literatur (vgl. S. 224), ein andermal zwischen dem außeralltäglichen Bereich der sogenannten „fiktiven“ Rede und den Alltagsdiskursen (vgl. S. 228). Damit sei das Projekt der radikalen Vernunftkritik in den Bereich der Rhetorik versetzt und von den dort herrschenden Gültigkeitsbedingungen abhängig gemacht. Mit anderen Worten, die Auflösung des von Habermas immer wieder angesprochenen und zur Erbsünde der postmodernen Philosophie emporgehobenen performativen Widerspruchs wird nur im Rahmen der „Dekonstruktion“ für möglich erklärt. Habermas ist jedenfalls davon überzeugt, daß Derridas Wendung zur Rhetorik, zur Ästhetisierung der Sprache diesen Ausweg nur dann offen zu halten vermag, wenn die Grundannahmen zutreffen, die das dekonstruktive Verfahren als solches voraussetzt. Es sind dies:

(1) die Annahme, daß die Literaturkritik kein primär wissenschaftliches Unternehmen sei, sondern denselben rhetorischen Maßstäben gehorche wie ihre literarischen Gegenstände,

(2) die Annahme, daß zwischen Philosophie und Literatur so wenig ein Gattungsunterschied bestehe, daß sich philosophische Texte in ihren wesentlichen Gehalten literaturkritisch erschließen lassen.

(3) die Annahme, daß der Vorrang der Rhetorik vor der Logik die Generalzuständigkeit der Rhetorik für die allgemeinen Qualitäten eines alles einbegreifenden Textzusammenhanges bedeute, in dem sich letztlich alle Gattungsunterschiede auflösen; einem solchen „allgemeinen Text“ gegenüber könne keine der Gattungen ihre Autonomie behaupten (vgl. S. 224f.).

Habermas zeigt, daß auf Grund dieser Annahmen, von denen die dritte die beiden ersten enthalte und erkläre, die Literaturkritik so entspezifiziert sei, daß die amerikanische Derrida-Rezeption eine gegenläufige Ergänzung zu dessen Interpretation der Einebnung des Gattungsunterschieds zwischen Philosophie und Literatur liefern konnte:

sie konnte nämlich – Derridas strategischem, auf Metaphysikkritik ausgerichtetem Verfahren einer literaturkritischen Behandlung philosophischer Texte folgend – der Literaturkritik empfehlen, ihrerseits literarische Texte doch auch als philosophische zu behandeln. Die an zweiter Stelle genannte Annahme der Dekonstruktivisten wird dann von Habermas folgendermaßen ergänzt: „Zwischen Philosophie und Literatur besteht so wenig ein Gattungsunterschied, daß sich literarische Texte in ihrem wesentlichen Gehalt metaphysikkritisch erschließen lassen“ (S. 227f.).

In einer in kritischer Absicht durchgeführten Überprüfung der genannten Annahmen, auf deren Grundlage die amerikanische dekonstruktive Literaturkritik ihr textanalytisches Gebäude errichtet, legt Habermas dar, daß das ganze Geheimnis der dekonstruktiven Auflösung des performativen Widerspruchs auf Derridas „Überverallgemeinerung“ einer, nämlich der welterschließenden (poetischen) Funktion der Sprache und auf der Verkennung der problemlösenden Funktion der Sprache in Alltagssituationen beruhe (vgl. S. 243). Der Preis von Derridas „holistischer Einebnung“ aller spezifischen Gattungsunterschiede sei, daß „die polare Spannung zwischen Welterschließung und Problemlösung im Funktionsbündel der Alltagssprache“ (S. 243) verlorengelasse und die Funktionen beider Weisen des Sprachgebrauchs entschärft werden, daß ferner der besondere Status (die Brücken- und Übersetzungsfunktion) verkannt werde, den Philosophie und Literaturkritik, je auf ihre Weise, als Vermittler zwischen den Expertenkulturen und der Alltagswelt einnehmen, daß schließlich dadurch nicht nur das Reich der Fiktion seinen spezifischen Charakter einbüße, sondern auch die Sphäre des alltäglichen Sprachgebrauchs ihre Autonomie gegenüber der fiktionalen Rede nicht behaupten könne (vgl. ebd.). Habermas unterläßt es nicht zu unterstreichen, daß es ihm besonders daran gelegen sei, den letztgenannten Unterschied vor Derridas vernichtender Einebnung zu retten. Wenngleich Habermas nicht umhin kann, den „unausrottbar rhetorischen“ Charakter *auch* der Alltagssprache anzuerkennen (die wissenschaftlichen Nachweise hierzu, wie die von Jakobson oder auch von Bühler, sind älter als Derrida und umso überzeugender), verübelt er Derrida doch das Durcheinanderbringen von „Konstellationen [...], in denen die rhetorischen Elemente der Sprache *ganz verschiedene Rollen* übernehmen“ (S. 245). Zu diesem Zweck erinnert er an Karl Bühlers semiotisches Schema von Ausdrucks-, Appell- und Darstellungsfunktion des Zeichens (vgl. S. 235) sowie an Searles und Austins Unterscheidung zwischen „normalem“ und „parasitärem“ Sprachgebrauch (vgl. insbes. S. 228ff.), um dann die Spannung der gesamten Diskussion an eine ganz fade Problemlösung verloren gehen zu lassen: In den Routinen der Alltagspraxis sei der weltkonstituierende sprachliche Rahmen beinahe erstarrt, die rhetorischen Elemente der lebendigen Sprache seien gleichsam gezähmt und in Dienst genommen für spezielle Zwecke der Problemlösung (vgl. S. 245). Was den starken rhetorischen Zug angeht, der die literaturkritische und philosophische Sprache gleichermaßen auszeichne, so erklärt sich dieser für Habermas aus dem Paradox, daß Literaturkritik und Philosophie ihre Vermittlungsaufgabe zwischen der Expertenwelt und dem Alltag dadurch bewältigen könnten, daß sie ihre eigenen Ausdrucksmittel, die speziellen, auf Geschmacks- bzw. Wahrheitsfragen spezialisierten Sprachen entnommen sind, „in dem Maße rhetorisch erweitern und anreichern, wie es nötig ist, um mit manifesten Aussageinhalten indirekte Mitteilungen gezielt zu verknüpfen“ (S. 245).⁸

Der Habermassche Vorwurf gegen Derrida ist ein zweifacher und doch in sich konsistent. Er betrifft die Dekonstruktion selbst als denjenigen Denkmechanismus, der zweifach Negatives leistet: Einerseits bleibt man durch die dekonstruktiv-strategische Ausdehnung von Rhetorik über den Bereich der Logik hinaus im performativen

